

Christoph Conrad
und Sebastian Conrad (Hg.)

Die Nation schreiben

Geschichtswissenschaft
im internationalen Vergleich

Vandenhoeck & Ruprecht

K

04-1237

Umschlagabbildung:

Halbrelief der Klio (1810) aus dem
Palais de la Légion d'Honneur in Paris

02
AF215
N253



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Die Nation schreiben : Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich /
Christoph Conrad und Sebastian Conrad (Hg.) . –
Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 2002
ISBN 3-525-36260-9

Gedruckt mit Unterstützung der Volkswagen-Stiftung, Hannover

© 2002 Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Internet: www.vandenhoeck-ruprecht.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich aller seiner Teile
ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany.

Satz: Fotosatz 29b, Göttingen

Umschlagkonzeption: Markus Eidt, Göttingen

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

020/4105614+2

Thomas Welskopp

Grenzüberschreitungen

Deutsche Sozialgeschichte zwischen den dreißiger und den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts

I. Plädoyer für die Versachlichung einer Diskussion

Die auf dem Frankfurter Historikertag von 1998 so heftig aufgeflamte Debatte über die Rolle deutscher Historiker und insbesondere prominenter Vorreiter einer »modernen Sozialgeschichte« in der Zeit des Nationalsozialismus scheint ihre Energie weitgehend verausgabt zu haben.¹ Das mag daran liegen, dass die Positionen auf allen Seiten nur noch wenig Neuigkeitswert beanspruchen können, denn sie haben sich seither wenig bewegt. Der Aachener Historikertag vom September 2000 und der kürzlich von Winfried Schulze und Otto Gerhard Oexle herausgegebene Sammelband über »Deutsche Historiker im Nationalsozialismus« bestätigen diesen Eindruck einer temporären Erschöpfung, hinter der sich freilich, so ist meine These, wechselseitige Blockade verbergen mag.² Im Grunde resultierte der enorme emotionale Zündstoff der Kontroverse daraus, dass sich in ihr mehrere Diskurse überlagerten und die Argumente zudem oft unvermittelt von einer Bezugsebene zur anderen wechselten, ohne dass sie im Koordinatensystem der »disziplinären Matrix« noch genau verortet werden konnten. Es ging um die Beteiligung deutscher Historiker an der ideologischen Begleitforschung zur nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik, die in den Holocaust mündete;

1 Winfried Schulze/Gerd Helm/Thomas Ott, Bericht: Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, in: Intentionen – Wirklichkeiten. 42. Deutscher Historikertag in Frankfurt am Main 1998, München 1999, S. 209-214.

2 Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle (Hg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt/Main 2000.

es ging um ihre Rolle als wissenschaftspolitische Führungspersönlichkeiten, methodische Innovatoren und Vergangenheitsverweigerer zugleich in der Bundesrepublik nach 1945; es ging um Lehrer-Schüler-Verhältnisse in zwei bis drei Generationen deutscher Geschichtswissenschaftler, aber auch um eine methodologische Genealogie der »Sozialgeschichte«, deren Repräsentanten heute führende Positionen in der Disziplin bekleiden. Generationenkonflikte und Auseinandersetzungen zwischen »Establishment« und »Außenseitern« überformten diese Diskussion. Diese Gemengelage trug sicherlich nicht dazu bei, sie zu versachlichen.

Und doch lassen sich jenseits der Frage des moralischen Urteils, die hier weder entschieden werden kann noch soll, zwei Problemkomplexe ausmachen, die an der Blockade eines produktiven Diskurses teilhaben und die auf einer anderen Ebene liegen als auf der moralischer Schuldzuweisung und politischer Verteidigung. *Zum einen* weist die jüngst veröffentlichte Reihe von Interviews mit prominenten Vertretern der »Historiker der Bundesrepublik«³ darauf hin, dass eine historische Aufarbeitung der Sozialgeschichte nach 1945 einschließlich ihres sich als »Historische Sozialwissenschaft« definierenden Zweiges trotz der unübersehbaren Fülle von Rückblicken, Bilanzen und historiographischen Einordnungen erst am Anfang steht, ja eigentlich erst jetzt möglich und überaus notwendig geworden ist.⁴ Das schließt die Frage nach der Genealogie der »Sozialgeschichte« in Themenbereichen ein, die sich nicht auf das Verhältnis zu den Lehrern und zu deren sozialgeschichtlichen Wurzeln im Nationalsozialismus verengen lassen: Es geht vielmehr auch um die Generationenerfahrung einer Kohorte von Historikern, die in der Bundesrepublik der sechziger, siebziger, achtziger und neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts die Geschichtswissenschaft maßgeblich, wenn auch nicht mehrheitlich, geprägt haben. Es geht um die Durchsetzung des sozialgeschichtlichen »Paradigmas«, dessen Geschichte nicht in seiner eigenen historio-

3 Paul Nolte, Die Historiker der Bundesrepublik. Rückblick auf eine »lange Generation«, in: Merkur 53 (1999), S. 413-432.

4 Rüdiger Hohls/Konrad H. Jarausch (Hg.), Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus, Stuttgart 2000.

graphiegeschichtlichen Begleitforschung und Traditionsstiftung aufgeht. Schließlich geht es um dessen begriffliche und methodologische Grundlagen, die sich nicht auf sein Selbstverständnis reduzieren lassen. Die Scheu vor der »Historisierung«, die Teile der weiterhin einflussreichen Sozialgeschichte erkennen lassen, hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass man die jetzige Rekonstruktion der eigenen Vorgeschichte nicht mehr voll kontrollieren kann, man die Intensität der selbstreflexiven methodologischen Befragung aber, die ursprünglich vehement eingefordert worden war, nur eine begrenzte Zeit lang durchgehalten hat und somit in manchen jüngeren Theoriedebatten in die Defensive geraten ist.

Zum anderen sind in den Diskussionen der vergangenen Jahre die großen grundsätzlichen Probleme einer umfassenden Historiographiegeschichte und eines Vergleichs von Historiographien deutlich geworden – methodologische Probleme einer Geschichte der Geschichtsschreibung, die ihren Ort zwischen der Rekonstruktion »disziplinärer Matrices«, der Untersuchung von »Paradigmen« und dem Nachzeichnen von »Meistererzählungen« noch lange nicht gefunden hat. Von einer »Historiographiegeschichte als Historik«, der Konstruktion disziplinimmanenter Entwicklungen, ist das Pendel momentan weit in die Richtung einer Personen- und Institutionengeschichte der Disziplin – auch ihrer außerwissenschaftlich-politischen Orientierung und Verankerung – ausgeschlagen, ohne dass man bisher zu einer überzeugenden Verknüpfung dieser Aspekte gefunden hätte.⁵

Einen methodologischen Befreiungsschlag aus diesem Dilemma vermag auch der vorliegende Beitrag nicht vorzunehmen. Wohl aber möchte ich für eine Pluralität der Anknüpfungspunkte plädieren. Sich darauf einzulassen kann vielleicht helfen, durch einen durchaus kämpferischen Dialog Wege aus der Sackgasse zu finden. Dazu gehört, der Frage nach den begrifflich-konzeptionellen Kontinuitäten und Wandlungen zwischen »Historismus«, »Volksgeschichte«, »Strukturgeschichte«, »Sozialgeschichte« und »Historischer Sozialwissenschaft« einmal versuchsweise unbefangen nach-

⁵ Vgl. jetzt: Ingo Haar, *Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der »Volkstumskampf« im Osten*, Göttingen 2000.

zugehen, aber auch auf größtmöglicher Präzision bei ihrer Beantwortung zu bestehen. Einerseits hat man aus der persönlichen Kontinuität zwischen Volksgeschichte und Strukturgeschichte auch eine begriffliche Fortwirkung volksgeschichtlicher Ansätze, nur getarnt durch eine aufgesetzte »kategoriale Entnazifizierung«, gefolgert, die der späteren »kritischen Sozialgeschichte« nicht nur ihre »Väter« delegitimierte, sondern dem ganzen Ansatz eine dezidiert »braune Wurzel« untersob.⁶ Andererseits hat sich die Diskussion vielfach auf die moralische Frage eingeschossen, ob es legitim sei, anhand der Volksgeschichte zwischen ihrer »politischen Rückwärtsge wandtheit« bzw. politischen Instrumentalisierbarkeit und ihren behaupteten »methodischen Innovationsleistungen« zu differenzieren, wobei eine tatsächliche Wirkungsgeschichte spezifischer Innovationen überhaupt erst noch im Detail nachzuweisen wäre. Beide Perspektiven greifen zu kurz.⁷

Ich möchte im Folgenden anhand der Entwicklung dreier Kernkonzepte: des Strukturbegriffs, der Vorstellung vom »Allgemeinen« in der Geschichte und des jeweiligen Theorieverständnisses, eine Genealogie der historiographischen Strömungen nachzeichnen, die sich als komplizierter erweist als oben skizziert und die vor allem erkennen lässt, dass sich die Geschichte der Geschichtsschreibung nicht als Abfolge klar abzugrenzender »Paradigmen« darstellen lässt. Viel eher bestimmen vielfältige Ungleichzeitigkeiten und Pfadabhängigkeiten ihre Entwicklung.

Daraus ergeben sich einige auf den ersten Blick überraschende Thesen: Die »Strukturgeschichte« entstand nicht aus einer direkten Fortführung der »Volksgeschichte« unter anderem Namen, sondern aus deren Wiederannäherung an ältere Traditionen des »Historismus«. Sie verkörperte den Versuch, den Historismus durch behutsame Erweiterung und

⁶ Winfried Schulze, *Der Wandel des Allgemeinen: Der Weg der deutschen Historiker nach 1945 zur Kategorie des Sozialen*, in: Karl Acham/Ders. (Hg.), *Teil und Ganzes. Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik*, Bd. 6, München 1990, S. 193-216; Ders., *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1993 (zuerst 1989), S. 281-301.

⁷ Vgl. etwa die Beiträge in: Peter Schöttler (Hg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945*, Frankfurt/Main 1997; Götz Aly, *Macht – Geist – Wahn. Kontinuitäten deutschen Denkens*, Berlin 1997.

Fortentwicklung zu reformieren, um gerade dadurch seine – auch politische – Identität gegen die französischen Ansätze einer *annalistischen* Zivilisationsgeschichte und gegen eine ›Sozioökonomisierung‹ der Geschichte im Gefolge des Marxismus zu verteidigen.⁸ Gerade dieser Rückbezug auf den Historismus machte die »Strukturgeschichte« für den Mainstream der deutschen Geschichtswissenschaft akzeptabel und schuf ein Einfallstor für sozialgeschichtliche Ansätze.⁹ Die Vertreter der jüngeren, bundesrepublikanischen Historikergeneration, die sich in den sechziger Jahren anschickten, die Vision einer Geschichte als »Historische Sozialwissenschaft« zu entwerfen, profitierten von dieser ›Türöffnerfunktion‹ der Strukturgeschichte, um sich dann aber zunehmend schroff von einem »Historismus« abzuwenden, unter den man vornehmlich eine ideen- und personengeschichtlich verengte, apologetische Politik- und Nationalgeschichtsschreibung subsumierte.¹⁰ Dabei übernahm man einerseits unfreiwillig historistisches Gepäck von der Strukturgeschichte, auf deren Kategorien man in zentralen Bereichen aufbaute. Andererseits beschrieb man eine radikale Kehrtwendung zu einer »Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus«, die eigentlich eine antihermeneutische Wendung war; den Strukturalismus in der »kritischen Sozialgeschichte« entscheidend verankerte – und doch an zentralen Werten und Prämissen eines Historismus festhielt, als dessen Negation man sich ansonsten geradezu definierte. Allen Plädoyers zugunsten von Interdisziplinarität, internationaler Orientierung und Theoriegebrauch

8 Vgl. hierzu ausführlich: Jörn Rüsen, *Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur*, Frankfurt/Main 1993, Kap. X: Kontinuität, Innovation und Reflexion im späten Historismus: Theodor Schieder, S. 357-397.

9 Jin-Sung Chun, *Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche »Strukturgeschichte« im Spannungsfeld von Modernitätskritik und wissenschaftlicher Innovation 1948-1962*, München 2000; Sebastian Conrad, *Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan 1945-1960*, Göttingen 1999.

10 Vgl. Jürgen Kocka, *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme*, Göttingen 1986, S. 66 u.ö.; Ders., *Struktur und Persönlichkeit als methodologisches Problem der Geschichtswissenschaft*, in: Michael Bosch (Hrsg.), *Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte. Historische Bestandsaufnahme und didaktische Implikationen*, Düsseldorf 1977, S. 152-169.

zum Trotz erscheint die Historische Sozialwissenschaft aus der Rückschau somit ›historischer‹ – im Sinne des Historismus – und ›deutscher‹, als man ihrem Selbstverständnis und ihren Programmen zufolge hätte erwarten können. Die unterstellten Kontinuitäten zur Volksgeschichte dagegen lassen sich gerade mit dem Blick auf die zentralen Kategorien und thematischen Präferenzen nicht nachweisen. Zwar gab es »strukturgeschichtliche« Wiederanknüpfungen an ursprünglich »volks-geschichtliche« Programme; deren Affinitäten zur Historischen Sozialwissenschaft dagegen beschränken sich im wesentlichen darauf, dass man von einer gemeinsamen Basis aus Sozialgeschichte betrieb und sich vom historiographischen Mainstream mehr oder minder scharf absetzte.

II. »Volksgeschichte« als Synthese

In der aktuellen Diskussion herrscht trotz der neueren, differenzierten Detailforschung der Eindruck vor, als sei die Volksgeschichte eine geschlossene geschichtswissenschaftliche Forschungsrichtung mit klarem Programm und letztlich ohne größere innere Entwicklung gewesen. Dabei ergibt sich aus den neueren Studien eher das Bild einer programmatisch-theoretischen Fusionierung zuvor unverbundener geschichtswissenschaftlicher Strömungen unter dem Banner einer neuartigen Synthesevorstellung und schließlich ihre ressourcenstarke Institutionalisierung im Zeichen des Nationalsozialismus.¹¹ Das Verblässen des preußisch-etatistischen »Paradigmas« im deutschen Historismus nach dem Ersten Weltkrieg war hierfür ebenso eine notwendige Vorbedingung wie der Legitimitätsverlust des »historistischen« Wertrelativismus zugunsten eines neuen *Wertdezisionismus*. Das zeigte sich im Revisionismus der Kriegsschuldgeschichtsschreibung ebenso wie am Einzug des deutschnationalen und schnell völkischen Neokonservatismus in die deutsche Historiographie oder am

11 Willi Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945*, Göttingen 1993. Zur Institutionalisierung und personellen Verflechtung jetzt: Haar, *Historiker im Nationalsozialismus*.

Rekurs etwa von Werner Conze und Theodor Schieder auf elitäre bündische Vorstellungen von gesellschaftlicher Selbstorganisation.¹² Der Umschlag auf einen solchen *Wertdezisionismus* markierte eine erste Grenzüberschreitung des traditionellen »Historismus«. Beibehalten wurde jedoch dessen Norm der »Einheit der Geschichte« in Form einer neuen Synthesevorstellung, die den Begriff des »Allgemeinen« mit dem Ideal einer »organischen Totalität« verband. Eine solche »organische Totalität« war der Gegenentwurf zu dem verhassten »bürgerlich-liberalen Trennungdenken«, dem man die Separation von Staat und Gesellschaft geschuldet sah, das man für den Aufstieg des Marxismus verantwortlich machte und das man in der wissenschaftlichen Begrifflichkeit der Soziologie und anderer Sozialwissenschaften repräsentiert sah.

Für das »Allgemeine« der Geschichte stand nicht der »Staat«, sondern die »organische Struktur« des »Volkes«. Ein solcher »Volks«-Begriff rekurrierte – eben weil er »historisch« angelegt war – zunächst auf die Vorstellungswelt der Romantik. Er war in dreifacher Weise ambivalent: Zum einen verkörperte er die Einheit von Beschreibungsbegriff und Norm, wie Gadi Algazi das für Otto Brunner überzeugend nachgewiesen hat.¹³ Zweitens schlug er eine Brücke zwischen »dem Ganzen« und der »historistischen« Individualität, insofern sich das »Allgemeine«, ganz nach Ranke, im »Besonderen« manifestieren sollte. Drittens harmonisierte er Systematik und Historizität. Einerseits erschloss er »vorpolitische« Untersuchungsbereiche und begründete die Übernahme sozialwissenschaftlicher und sozialgeographischer Methoden. Andererseits verwies er doch immer auf die historisch gewachsenen Kontinuitäten. Die Orientierung auf den Synthesebegriff des »Volkes« verband nunmehr die zuvor bereits ausdifferenzierten sozialgeschichtlichen Forschungsfelder der Mediävistik, der Landesgeschichte, der Agrarsoziologie, der »Kulturraumsoziologie« und der

12 Vgl. Rösen, Konfigurationen des Historismus, S. 367ff. Als neueste Äußerung aus der Schülergeneration vgl.: Hans-Ulrich Wehler, Nationalsozialismus und Historiker, in: Ders., Umbruch und Kontinuität. Essays zum 20. Jahrhundert, München 2000, S. 11-46.

13 Gadi Algazi, Herrengewalt und Gewalt der Herren im späten Mittelalter, Frankfurt/Main 1996.

Begriffsgeschichte mit dem Anspruch, auf diese Weise die Totalität der Geschichte – in ihrer Vielfalt und »Ursprünglichkeit« – erfassen zu können. Es war die Vorstellung des geographischen »Raumes«, die zwischen den begrifflichen Ambivalenzen vermitteln, sie in konkret-historischen Räumen harmonisieren sollte. Die Begriffe der »Landschaft«, der »Volksordnung«, der »Agrarverfassung« wurden in diesem Kontext gebräuchlich, weit über die Volksgeschichte hinaus. Zudem war es diese »räumliche« Vermittlung zwischen dem »Allgemeinen« und dem lokal »Besonderen«, die den »Volks«-Begriff als historisch-soziologische Kategorie überhaupt operationalisierbar machte. Denn für eine solche Betrachtung boten sich zunächst die ethnisch gemischten Gesellschaften Ostmitteleuropas und später aller »auslandsdeutschen« Siedlungsgebiete an.¹⁴ Diese normativen und semantischen Brücken verorteten einen Werner Conze im Spannungsfeld zwischen Hans Rothfels' Neokonservatismus, Gunter Ipsens Agrarsoziologie und Hans Freyers »deutscher Soziologie« der »Volksverdung«, die darauf bestand, ihre Ordnungsbegriffe aus dem Sprachgebrauch der historischen Zeitgenossen abzuleiten.¹⁵ Sie ordneten damit auch Otto Brunners Anstrengungen, dem »bürgerlichen« Rechtspositivismus eine historisch tradierte mittelalterliche Einheit von Recht und Herrschaft entgegenzusetzen, diesem Zusammenhang zu, ähnlich wie Theodor Schieders kaum sozialgeschichtlich zu bezeichnende Ständestudien.

Zwar setzte der »Volks«-Begriff dem mit den »großen, handelnden Persönlichkeiten« identifizierten Individualitätspostulat des Historismus nunmehr die Vorstellung eines Kollektivsubjekts entgegen, aber er tat dies ganz im emphatischen Sinne des Historismus. Das »Volk« war kein Vorgriff auf spätere »Gesellschafts«-Konzepte und ebenso kein Gegenbegriff zum »Individuum«. Es ersetzte schlicht eine idealistisch überhöhte Geschichtsapotheose durch eine andere, die zwar eine kollektive Gestalt besaß, aber ähnliche Eigenschaften zugesprochen bekam und ebenso behandelt wurde wie die historische »Persönlichkeit«. Als »organische« – »beseelte« – Enti-

14 Vgl. Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, S. 300.

15 Vgl. Wehler, Nationalsozialismus und Historiker, S. 16ff.

tät stand das »Volk« dem »mechanistischen« Dualismus von Staat und Gesellschaft gegenüber. Ferner ist es sicher zu vereinfachend, im »Volk« eine frühe Beschreibungskategorie für das »Soziale« zu identifizieren. Volksgeschichte und Sozialgeschichte waren alles andere als deckungsgleich. Ähnlich wie Schieder betrieb auch Otto Brunner keine »Sozialgeschichte«. ¹⁶ Was die vielen auch programmatischen Ansätze zu einer Volksgeschichte zusammenhielt, war weder eine gemeinsame kategoriale Grundaustattung noch eine gemeinsame methodologische Perspektive. Vielmehr war es eine politische Vision, ein normatives Programm, das sich in der Adaption des »Volks«-Begriffs manifestierte.

Daraus leitet sich ab, dass diesem Konzept an sich kein analytischer Wert zukam; er sollte nicht problematisieren und aufschlüsseln, sondern Ideal und beschriebene Vergangenheit zur Deckung bringen. Das »Volk« wurde in seinen vorindustriellen Ausdrucksformen und Gestaltungen aufgesucht, denen damit zugleich die Authentizität eines »autochthonen Ethnos« zugewiesen wurde. ¹⁷ Das »Volk« in seinen interethnischen »Behauptungskämpfen« erschien als die »ursprüngliche«, von den Zeitströmungen der Neuzeit noch nicht »zersetzte« ideale Abstammungs- und Kulturgemeinschaft, die als originärer und kraftvoller Träger des deutschen »Ethnos« begriffen wurde.

Aus diesem Grunde kann man die Kategorie des »Volkes« auch nicht als theoretisches Konzept im engeren Sinne bezeichnen. Es stellte kein Instrument zur Verfügung, um über die jeweils kleinräumig manifestierte »Individualität« des »Volkes« hinauzuweisen. Es war keine Maßgröße, sondern wertdezisionistische Zielprojektion. Ganz der Tradition des Historismus verpflichtet, setzte man voraus, das, was als Ideal in die Vergangenheit rückprojiziert wurde, in der »wirklichen« Geschichte als »konkrete Ordnung« wiederzufinden und anhand von begrifflichen Kontinuitäten identifizieren zu können. Die Identität von Quellen- und Untersuchungsbegrifflichkeit sollte darüber hinaus die Einheit der normativen Forscherperspektive und der Erfahrungs- und Denkwelt der

¹⁶ Vgl. Algazi, Herrengewalt, S. 103ff.

¹⁷ Vgl. Oberkrome, Volksgeschichte, S. 229.

Zeitgenossen, die in ihrem Kollektivsubjekt »Volk« aufgingen, widerspiegeln. Gadi Algazi hat am Beispiel von Otto Brunners »Land und Herrschaft« gezeigt, auf welcher hermetische Weise sich dort die »Grundbegriffe«, die begriffsgeschichtlichen »Befunde« und die Ineinsetzung von Rechtsnorm und Herrschaftswirklichkeit wechselseitig abstützten, auf eine Weise, die nach 1945 den Verzicht auf die politische »Volksordnungs«-Terminologie, angeblich Kernstück der Grundbegriffe, ohne weiteres möglich machte. ¹⁸

Ebenso wenig war mit der Aufnahme des »Volks«-Begriffs eine verbindliche methodologische Stoßrichtung verbunden. Zwar nahm man nun – in Absetzung vom Historismus – demografisch-statistische, kartographische und sprachwissenschaftliche Untersuchungs- und Darstellungstechniken auf. Aber diese wurden nicht von einer umfassenden Methodologie verknüpft und gebündelt, die in der Lage gewesen wäre, zwischen Begriffsapparat und empirischer Analyse zu vermitteln. Jede Befundlage, so innovativ sie forschungstechnisch im Kontrast zur traditionellen deutschen Historie erhoben sein mochte, bestätigte letztlich nur die Identität von Ordnungsnorm und »konkreter Ordnung«. Deshalb auch konnten Begriffsgeschichte, Kulturraumsoziologie, Agrargeschichte und Siedlungsgeschichte so unproblematisch neben eher konventionellen ideengeschichtlichen Ansätzen unter dem Dach einer gemeinsamen Volksgeschichte koexistieren. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Volksgeschichte in theoretischer und methodologischer Hinsicht zwar eine Abwendung vom Historismus vollzog, aber bereits unmittelbar in ihren terminologischen Vorentscheidungen in eine Sackgasse führte.

Um so deutlicher zeichnen sich dafür die Weggabelungen ab, die auf den rassenbiologischen und der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik dienstbaren Kurs der Volksgeschichte führten. Die politische Aufladung des Volks-Begriffs war immanent, aber ursprünglich eher rückwärtsgerichtet-idealisiert, in einem kulturpessimistisch-elitären Blick auf die Massenförmigkeit der Moderne. Der Nationalsozialismus an

¹⁸ Vgl. Algazi, Herrengewalt, S. 104 ff.; vgl. auch: Ders., Otto Brunner – »konkrete Ordnung« und Sprache der Zeit, in: Schöttler (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft, S. 166-203.

der Macht verhiess dagegen die Wiederherstellung einer »Volksgemeinschaft«, die dem organisistischen Idealkonzept der Volksgeschichte nahe kam und die konkrete Möglichkeit einer durch sie gestärkten Staatlichkeit »neuen Typs« zu verkörpern schien. Die bewusst politisch verstandene Arbeit des Historikers sollte dazu beitragen, diese im »Volk« gesehene Einheit von Gesellschaft und Staat auf ihre vermeintlichen historischen Wurzeln zurückzuführen. In Otto Brunners Sprache hieß das 1943:

»Nicht politische Geschichte, nicht Rechtsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte usf., die in einem antipolitischen, liberalen Sinne im Sammelbegriff der Kulturgeschichte äußerlich zusammengefaßt wurden, sondern politische Volksgeschichte heißt das Gebot der Stunde. Volksgeschichte aber kann nicht geschrieben werden ohne Darstellung der inneren Volksordnung, durch die das Volk seine jeweilige Formung erfährt.«¹⁹

Dieser politischen entsprach eine ideologische Grenzüberschreitung insofern, als die methodologische Offenheit, aber auch Unverbindlichkeit der »Volksgeschichte« den Übergang von einer neokonservativen, kulturethnischen Perspektive zu einem völkischen Rassenbiologismus zweifellos leicht und politisch opportunistisch machte. Die Aufgeschlossenheit gegenüber fächerübergreifenden Techniken und die Karrierechancen, die sich mit der Etablierung und dem großzügigen institutionellen Ausbau des »volksgeschichtlichen Paradigmas« verbanden, lassen diesen Weg aus der Rückschau erklärlich erscheinen.²⁰

III. Zurück zur Ethik des »Historismus«

Die Umbenennung der »Volksgeschichte« in »Strukturgeschichte« nach 1945, die von Otto Brunner, Theodor Schieder und Werner Conze unter dem maßgeblichen Einfluß Hans Freyers wohl am ausführlichsten reflektiert wurde, war kein Akt schlichter Sprachkosmetik. Das galt auch für Brunner, dessen *quid pro quo* am Beispiel der Neuauflagen von

»Land und Herrschaft« gern als Beleg für einen fugenlosen Übergang von der nationalsozialistischen zur bundesrepublikanischen Terminologie herangezogen wird. Bei Brunner war freilich die Neureflexion des Begriffsapparates in der Tat am wenigsten ausgeprägt. Nach Gadi Algazi erfolgte sein Austausch der zentralen »Grundbegriffe« hauptsächlich, um die inhaltliche Argumentation, die Substanz des Buches, unverändert zu erhalten. Damit blieb auch der politische Subtext intakt, nur ohne die aktualisierenden Bezüge, die so offenkundig diskreditiert worden waren. Demzufolge bettete Brunner in seinem 1954 erschienen Vortrag über das Problem einer europäischen Sozialgeschichte die Frage nach einem angemessenen Vokabular für die Bezeichnung des »Sozialen« bzw. des »Allgemeinen« sowohl in die breitere englische und französische Diskussion als auch in eine zeitliche und gegenstandsbezogene Relativierung sämtlicher Kernkonzepte ähnlicher Art ein. »Volksgeschichte« erschien plötzlich als deutsche Variante eines internationalen Trends, Sozialgeschichte als »history of a people« zu betreiben:

»Von Volksgeschichte, Geschichte der Volksordnung hat man auch bei uns gesprochen und damit wohl auf dasselbe gezielt, was hier unter Sozialgeschichte verstanden wird, die Geschichte des inneren Gefüges menschlicher Gruppen, nicht zuletzt von »Völkern«. Doch sind die Begriffe »Volk« und »Nation« nicht minder als die der »Gesellschaft« oder des »Sozialen« mit modernen Bedeutungsschichten belastet, die erst geklärt werden müssen, bevor man sie auf ältere Jahrhunderte anwenden kann. Zudem haben wir es ja, wenn wir von Europa sprechen, mit einer Vielheit von Völkern, Nationen, Staaten zu tun, so dass man hier nicht gut von Volksordnung sprechen kann. Wenn im folgenden vor allem nach übergreifenden, allgemein europäischen Strukturen gefragt wird, so heißt das nicht, dass über die Völker und Staaten hinweggegangen werden soll. Diese müssen vielmehr in eine europäische Sozialgeschichte als eines ihrer wesentlichsten Bauelemente mit einbezogen werden.«²¹

Der Umkehrschluss aus der »Supranationalisierung« – und damit Abstraktion, ja inhaltlichen Entleerung – der sozialen

²¹ Otto Brunner, Das Problem einer europäischen Sozialgeschichte, in: Ders., Neue Wege der Sozialgeschichte. Vorträge und Aufsätze, Göttingen 1956, S. 7-32, hier S. 7f.

¹⁹ Zit. in: Schulze, Der Wandel, S. 205f.

²⁰ Vgl. Haar, Historiker im Nationalsozialismus.

Beschreibungsbegriffe bestand darin, dass die konkreteren, diskreditierten Konzepte auf einer räumlich begrenzteren und zeitlich zurückreichenden Ebene durchaus weiter Bestand haben sollten, ja dass ihre Rehabilitierung bevorstand, wenn es gelang, ihre bereits zeitgenössische Geltung am historischen Material nachzuweisen. Brunner deutete damit an, dass unter Verweis auf englische und französische Begriffsprobleme und in der Absicht einer Abwehr »präsentistischer« soziologischer Begriffsvorgaben eine Sozialgeschichte, die zunächst von abstrakten, inhaltsleeren Globalkonzepten ausgehen und daher mit der Soziologie durchaus kooperieren könne, »ihre Begrifflichkeit am Urmaterial, an den Quellen selbst erarbeiten« müsse.²² Die Formalisierung und »Internationalisierung« der »Volksgeschichte« zur »Sozialgeschichte« und der »Volksordnung« zur »Struktur« waren Brunner Bedingung dafür, an den Wertkonnotationen und inhaltlichen Bezügen der früheren Terminologie für die Welt der Vormoderne und für kleinere Untersuchungsräume festzuhalten und diese Begrifflichkeit damit perspektivisch wieder aufzuwerten. Das erklärt auch den zentralen Stellenwert, den die »Begriffsgeschichte« als methodischer Zugang zu einer auf die Synthese orientierten Sozialgeschichte in Brunners Nachkriegswerk erwarb. Auf die »sozialhistorische« Betrachtung der »industriell-kapitalistischen« Gegenwart angewandt, ergab sich damit ein terminologischer Abstraktionsschritt auf eine Begriffsebene, auf der »Volk« ebenso als zeitgebundene Konkretion zu behandeln war wie »Gesellschaft« oder »Klasse«. »Sozialgeschichte« als »Strukturgeschichte« bewegte sich also nach Brunner auf einer höheren Allgemeinheitsebene als das »Volk«, und gerade das eröffnete eine europäische Perspektive. Nach den tatsächlichen Wertbezügen dagegen sollte die Begriffsgeschichte forschen, die sich auch wieder auf die Spuren des »Volkes« begeben könne. Wenn also für die »zerklüftete Moderne« Sozialgeschichte die Differenzierung zwischen Strukturgeschichte und Begriffsgeschichte erforderte, implizierte die Rückprojektion auf Brunners Mittelalter, dass er dort ihre Einheit noch gewahrt sah.

²² Ebd., S. 32.

Brunners Definition von Sozialgeschichte als synthetisierende »Betrachtungsweise, bei der der innere Bau, die Struktur der menschlichen Verbände im Vordergrund steht«²³, wurde von Werner Conze und Theodor Schieder ausdrücklich übernommen, und zwar gerade auch in ihren Implikationen für die Begriffsgeschichte.²⁴ Beide entwickelten ihre Vorstellungen von einer »Strukturgeschichte« gerade des »technisch-industriellen Zeitalters« aber aus einem demonstrativ vollzogenen Schritt zurück in die Traditionen des Historismus. Bei Conze wie auch bei Schieder blieb dabei zumindest auffällig unerwähnt, dass dies bedeutete, sich einer mehrfachen Fehlentwicklung bewusst geworden zu sein, die sie mit ihrem Weg in die »politische Volksgeschichte« des Nationalsozialismus aktiv vorangetrieben hatten. Das implizite Schuldeingeständnis verband sich freilich mit der Auffassung, methodologisch und theoretisch durchaus in die richtige Richtung vorgestoßen, aber vielleicht einen Schritt zu weit gegangen zu sein, die falsche Abzweigung genommen zu haben. Durch den Rückbezug auf den Historismus scheinen Conze und Schieder sicheren Grund für eine Selbstvergewisserung gesucht zu haben, von dem aus sowohl die Rettung eines Großteils des eigenen Ansatzes als auch eine neue, behutsamere, die historistische Tradition ausbauende und erweiternde, nicht aber sprengende Fortentwicklung des geschichtswissenschaftlichen Paradigmas betrieben werden konnte.²⁵

Damit war auch die Absicht einer ausdrücklichen Bewahrung und Fortführung der spezifisch deutschen Traditionen im Fach verbunden, die auf diese Weise nachträgliche Legitimierung erfuhren. Ein zentrales Anliegen war dabei, den politischen Synthesekern der historistischen Nationalgeschichte zwar auf ein breites strukturgeschichtliches Fundament zu stellen, aber an ihm und an einer dadurch begründeten »Einheit der Geschichte« festzuhalten.²⁶ Das erklärt die Übernah-

²³ Ebd., S. 9.

²⁴ Vgl. Werner Conze, Der Weg zur Sozialgeschichte nach 1945, in: Christoph Schneider (Hg.), Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, Weinheim 1983, S. 73-81, hier S. 73f., S. 77f.

²⁵ Ebd., S. 78.

²⁶ Werner Conze, Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen

me des Begriffes »Strukturgeschichte« von Fernand Braudel bei gleichzeitiger Distanzierung vom erklärten Programm der »Annales«, die langlebigen Zivilisationen und Mentalitäten zum Fokus der Geschichte zu machen und die Politik an den Rand zu drängen. Das Konzept der deutschen Strukturgeschichte richtete sich zudem gegen den Ökonomismus und die Teleologie des orthodoxen Historischen Materialismus. Schließlich hieß Strukturgeschichte die Bewahrung einer spezifisch historischen Identität der Disziplin gegenüber den Enthistorisierungstendenzen vor allem der westlichen Soziologie und Politikwissenschaft, was die Rezeption gerade der »deutschen Soziologie«, zu der man neben Hans Freyer und Gunter Ipsen auch Max Weber und die historischen Schulen der Ökonomie und des Rechts zählte, wiederum erleichterte.²⁷

Im Zentrum der Wiederanknüpfung an die Traditionen des Historismus stand die Rückbesinnung vom »Volk« auf den »Menschen« als Gegenstand der historischen Forschung. Vor allem bei Theodor Schieder wird hieran deutlich, wie eng sich der Wertewandel nach dem Ende des Krieges sowie das Streben nach Traditionsbewahrung und Neuaufbruch mit den begrifflichen Vorentscheidungen der »Strukturgeschichte« verschränkten. Aus der »großen Persönlichkeit«, dem Heroen im Geschichtsroman des Historismus, wurde bei Schieder die »menschliche Existenz« mit ihren Verstrickungen und Abgründen: Nach »der Zerstörung aller Ordnungen und gesellschaftlichen Strukturen [müsse] der Ansatzpunkt historischen Nachdenkens im Menschen selber gesucht« werden, »und zwar im Menschen, der Person ist im religiösen Sinne.«²⁸

In einer kulturpessimistischen, nahezu melancholischen Wendung verband Schieder dann das Bild des Geschichtsbeobachters in der Gegenwart mit dem Bild des handelnden Menschen unter den Bedingungen der technisierten Massengesellschaft. Gerade eine Geschichtswissenschaft, die die »In-

Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht, Köln 1957; vgl. dazu: Jürgen Kocka, Sozialgeschichte zwischen Struktur und Erfahrung, in: Ders., Geschichte und Aufklärung. Aufsätze, Göttingen 1989, S. 29-44, hier S. 31.

²⁷ Vgl. Conze, Der Weg zur Sozialgeschichte, S. 74.

²⁸ Theodor Schieder, Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung, München²1968, S. 19f.

dividualität« des handelnden Menschen zu ihrem zentralen Wert erhebe, müsse die zunehmende Struktureinbindung der »Persönlichkeit« in der modernen Gesellschaft anerkennen, um diese »Individualität« – und auch: »historische Größe« – in einem solchen Kontext stets aufs neue zu bestimmen:

»Es sind offenbar die großen Gemeinschaftsbildungen der Menschen, die im Mittelpunkt geschichtlicher Forschung stehen: die soziopolitischen und soziokulturellen Gebilde, das heißt die Gebilde, die von Menschen geschaffen und getragen werden und in denen und durch die Menschen über die Dauer ihres individuellen Lebens hinaus im Ablauf der Zeiten wirksam werden. Ihr Fundament bilden die Millionen, die das einfache Menschsein mit seinen Freuden und Bitternissen leben. Aber auch die großen Persönlichkeiten kommen in diesen Gebilden zur Wirkung, selbst wenn sie diese erst schaffen oder umgestalten oder auch zerstören. Sie sind nicht historisch, indem sie persönlich groß sind, sondern indem sie im Rahmen der menschlichen Ordnungen handeln, auf die menschlichen Gemeinschaften wirken [...].«²⁹

Es sei die Herausforderung der »Persönlichkeiten« durch die »Strukturen«, die in der Neuzeit »Individualität« zu stiften in der Lage sei; daher könne die Geschichtswissenschaft nur durch die »nüchterne«, vorbehaltlose Akzeptanz und Berücksichtigung der Strukturen zu einem Bild der Vergangenheit gelangen, das wiederum den Individualitäten angemessen Ausdruck gebe:

»Alle moderne Geschichtswissenschaft, soweit sie nicht von vornherein dogmatisch ist, wird das Verhaftetsein des Menschen in solchen sozialen Gebilden höchst nüchtern und ohne jedes zustimmende oder abwehrende Pathos sehen. Der Blick auf die soziale Existenz des Menschen ist heute weiter geöffnet denn je: Wir sehen die gesellschaftliche Entwicklung im Zeichen der industriellen Revolution nicht mehr nur als Bedrückung oder menschliche Selbstentfremdung, aber auch nicht mehr als unausweichliche und notwendige Vergesellschaftung alles individuellen Lebens einschließlich des Eigentums, sondern als die uns aufgegebenen Begegnungsform des einzelnen mit den überindividuellen Mächten. Hier herrscht weder vollkommene

²⁹ Ebd., S. 18f.

soziale Determiniertheit des einzelnen, seines Handelns und seines Denkens, noch seine vollkommene Unabhängigkeit.«³⁰

Die Überschreitung der Grenzen des Historismus führte Schieder zu einer Anerkennung der gesellschaftlichen Strukturen, gerade um das historistische Erbe, den »Menschen« in den jeweiligen nur historisch zu erschließenden Konstellationen, zu identifizieren und zu bewahren. Das im historistischen Sinne »Geschichtliche« an einer solchen »Strukturgeschichte« war mithin, dass der Mensch im Zentrum der Geschichtsbetrachtung blieb, dass seine »Größe« an seiner Fähigkeit festgemacht wurde, sich den Strukturen zu stellen, sie zu schaffen, zu brechen, oder auch miteinander zu vermitteln, und dass die jeweiligen Konstellationen zwischen »Mensch« und »Struktur« den Strukturen selber individuelle Qualitäten vermittelten, die nur historisch zu beschreiben waren: »Es genügt, von gesellschaftlichen oder sozialen Gebilden zu sprechen, zu denen Staaten und Nationen ebenso gehören wie Klassen und Stände, oder in einem bestimmten Sinne auch Kulturen, deren geschichtliche Individualität uns heute vor allem in ihrer besonderen sozialen Struktur faßbar wird.«³¹

Wie der »handelnde Mensch« realistisch und unerschrocken die Konfrontation mit den gesellschaftlichen »Strukturen« aufnehmen sollte, sollte der Historiker sich der Geschichte – auch der eigenen – illusionslos, offen und wahrhaftig stellen; das galt auch für den Bereich der jüngeren Zeitgeschichte. Schieders breite und kenntnisreiche Beschäftigung mit theoretischen Ansätzen und Methodologien, seine sprichwörtlich gewordene Toleranz gegenüber historiographischen Neuakzentuierungen, sein Interesse an »Typus« und Vergleich, an der interdisziplinären Kooperation und an einer analytischen Erweiterung des geschichtswissenschaftlichen Instrumentariums³² interpretiert

³⁰ Ebd., S. 20; Theodor Schieder, Strukturen und Persönlichkeiten in der Geschichte, in: ebd., S. 157-194, S. 230-233.

³¹ Schieder, Geschichte als Wissenschaft, S. 20.

³² Theodor Schieder, Der Typus in der Geschichtswissenschaft, in: Ders., Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit. Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, München 1958, S. 172-187; Ders., Möglichkeiten und Grenzen vergleichender Methoden in der Geschichtswissenschaft, in: Ders., Geschichte als Wissenschaft, S. 187-211.

Hans-Ulrich Wehler in diesem Zusammenhang als ein Projekt, mit dem Schieder Vergangenheitsbewältigung – auch in eigener Sache – durch fachwissenschaftliche Aufarbeitung, durch theoretische und methodische Sublimierung, betrieb.³³

Der Historismus lieferte hierfür in mehrfacher Hinsicht das Rüstzeug. Schieder zog sich vom Wertdeizisionismus der »Volksgeschichte« nicht auf einen Wertrelativismus, wohl aber auf einen Wertskeptizismus zurück, der die historistische Tradition sowohl nachträglich legitimierte als auch zur Basis einer kulturpessimistischen Sicht auf die Gegenwart machte, die sich dann in theoretische Aufgeschlossenheit, methodologische Umsicht und Vorsicht gegenüber Werturteilen übersetzte. Bedeutete das auf der einen Seite gewissermaßen fachliche Selbstdisziplinierung – zur akribischen Theorie- und Methodenprüfung, aber eben auch zur thematischen Öffnung und zum Offenhalten kausaler Beziehungsmuster –, so mobilisierte Schieder auf der anderen Seite historistische Argumente gegen die marxistische Teleologie und gegen eine universalistische Moralisierung der Vergangenheit:

»Dass alles Bisherige nur als Durchgang zu einem Zukünftigen verstanden werden muss, ist eine Binsenweisheit; doch alles Geschehene behält auch seinen Eigenwert in sich: »Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott«. Wer sie nur von einem vorausgesetzten Ziel her betrachtet, veründigt sich an einigen Grundtatsachen der Geschichte: an ihrer unerschöpflichen Erscheinungsfülle, ihrem Reichtum an Kräften und Bewegungen, die alle beanspruchen, aus sich verstanden zu werden, an dem Recht jeder menschlichen Generation, ihr Dasein zu erfüllen, nicht nur Stellenwert in einem großen Prozeß zu besitzen. Darauf muss der Blick des Historikers gerichtet sein: Es ist nicht eigentlich sein Beruf, den Propheten zu spielen, der aus der Vergangenheit die Zeichen zukünftiger Entwicklung herausliest [...]. Freilich überwältigt ihn oft mehr noch als andere Sterbliche die Sorge vor der Zukunft; weil er die Rätsel der Geschichte in höherem Grade kennt, ohne dass er sie immer lösen kann, wird ihn nie ein billiger Optimismus befallen, es könnte irgendwann einmal die Welt sich in ein Paradies verwandeln und der Mensch aus der Geschichte herauspringen. Wenn uns die Geschichte auf die Zukunft vorbereitet, dann tut sie es

³³ Schieder, Geschichte als Wissenschaft, S. 31; Wehler, Nationalsozialismus und Historiker, S. 39f.

damit, dass sie ohne Illusionen auf alles gefaßt sein lässt. Sie hält uns in den »Grenzen der Menschheit« fest.«³⁴

Die »Strukturgeschichte« Schieders und Conzes sollte Sozialgeschichte und politische Geschichte zu einer neuen Synthese verknüpfen, die der ganzen Totalität der gesellschaftlichen Erscheinungen Rechnung trug, diese aber immer als je historisch spezifische »Individualitäten«, d.h. auch: »Strukturindividualitäten«, fasste.³⁵ »Struktur« und »Persönlichkeit« sollten einander ergänzen, aber vor allem den Raum für zeitgemäße Begriffe des Individuellen bestimmen. Die ökonomischen, sozialen und kulturellen (auch: sprachlichen) Strukturen sollten in ihren wechselseitigen Konditionierungen dargestellt werden, ohne ökonomistische oder andere kurzschlüssige Kausalitäten zu behaupten. Die Kooperation mit benachbarten Sozialwissenschaften galt als unerlässlich, aber gerade um den historistischen Kern der Geschichtswissenschaft dadurch zu erhalten, dass man die Disziplin in die theoretische und methodische Lage versetzte, die Angriffe auf das Fach abzuwehren und zu einer genuin historischen Begriffssystematik zu gelangen.³⁶ Schließlich wandte man sich der »industriell-masendemokratischen« Gegenwart zu, aber nur, um den antimodernen Impetus des Historismus an diesem Gegenstand abzuarbeiten und als kulturpessimistischen Wertskeptizismus zu erhalten.

Tatsächlich blieben die Spannungen zwischen allen diesen Kategorien als Dichotomien bestehen, die nur auf der äußerst abstrakten Ebene einer Strukturgeschichte, die alle Kausalitäten offen ließ, rhetorisch zu einer harmonischen Einheit verschmolzen werden konnten.³⁷ Gerade die Einlösung ihres Syntheseanspruchs gelang der Strukturgeschichte nicht, da er angesichts der konkreten Widersprüchlichkeiten auf immer höhere Abstraktionsebenen verlagert wurde. Das lässt sich an

³⁴ Schieder, *Geschichte als Wissenschaft*, S. 26f.

³⁵ Conze, *Die Strukturgeschichte*; Schieder, *Geschichte als Wissenschaft*, S. 42.

³⁶ Schieder, *Strukturen und Persönlichkeiten*, S. 166.

³⁷ Das ist die überzeugende Interpretation bei: Chun, *Bild der Moderne*, S. 163 ff.; Conrad, *Suche nach der verlorenen Nation*, S. 274 ff. u.ö.

Schieders Begriff des »Typus« unzweifelhaft ablesen. Auch anhand von Conzes Werk kann man nachweisen, dass sich die angestrebte strukturgeschichtliche Erweiterung des historistischen Paradigmas eigentlich als Serie methodischer und thematischer Anlagerungen vollzog, zwischen denen etwaige Kausalitäten in der Schwebe blieben. Das Konstruktionsprinzip der »Strukturgeschichte« war die Parataxe, nicht die Synthese.

Das erklärt auch ihre widersprüchlichen Konsequenzen für die deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945. Zum einen wurde Sozialgeschichte in der weiter von der orthodoxen Politikgeschichte dominierten Zunftgeschichte gewissermaßen gesellschaftsfähig: weil sie den Mainstream weder angriff noch bedrohte, weil sie den Historismus erklärtermaßen nicht sprengte, sondern in seinem vermeintlichen »Kern« bewahrte, und weil sie einen domestizierten Gegenentwurf sowohl zur Zivilisationsgeschichte der *Annales* als auch zum historischen Materialismus und den angelsächsischen Sozialwissenschaften bot. Als Ergänzung zur traditionellen Politikgeschichte, die dieser ihren Raum nicht streitig machte, und als Brücke zu einer dezidiert »deutschen« Soziologietradition war die Strukturgeschichte und waren ihre kompetenten Vertreter sogar ausgesprochen nützlich.³⁸ Sie besetzten die Lücke, die ihnen Gerhard Ritter bereits 1950 zugestanden hatte, wenn auch dieses Zugeständnis seither für die Mehrheit des Faches bloßes Lippenbekenntnis geblieben war.³⁹ Auch das Zurückbleiben hinter dem eigenen Syntheseprogramm trug zur »Verträglichkeit« der Strukturgeschichte mit den Traditionen des Faches und zur Etablierung der Sozialgeschichte in Deutschland bei.

Zweitens korrespondierte mit der parataktischen Begriffsbildung der Strukturgeschichte eine frühe Spezialisierung in Bindestrichdisziplinen, die durch den überwölbenden Syntheseanspruch eben nicht integriert werden konnten, für sich aber beachtliche Entwicklungen durchmachten. Die »großen Männer« der Strukturgeschichte stießen breite Forschungsini-

³⁸ Vgl. die Darstellung bei: Conrad, *Suche nach der verlorenen Nation*, S. 272 ff.

³⁹ Gerhard Ritter, *Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft*, in: *Historische Zeitschrift* 170 (1950), S. 1-22; S. 8f.

tativen an und sicherten sie institutionell ab, die untereinander weniger durch eine synthetisierende Perspektive als vielmehr durch ihre Personalunion zusammengehalten wurden. Viele Teilrichtungen der Sozialgeschichte, die nicht in deren späterem »kritischen« Zweig aufgingen, stellten eigentlich Partialeinlösungen des strukturgeschichtlichen Projekts dar: Das galt für die Begriffsgeschichte und die Nationalismusforschung, aber auch für die Arbeitergeschichte, die sich zum ersten Mal Regional- und Lokalstudien zuwandte, sich für die konkrete »Lage« der Arbeiter, für die Realgeschichte der »sozialen Frage« und für die Arbeitsverhältnisse in den Betrieben interessierte. Von hier aus wurden Verbindungen zur bundesrepublikanischen Betriebssoziologie gepflegt, die wiederum aus der Soziologie Hans Freyers und Helmut Schelskys Institutionalisierungsforschung hervorging. Die Dortmunder Sozialforschungsstelle übernahm dabei eine wichtige Brückenfunktion zwischen Arbeitergeschichte und Industriesoziologie, ebenso wie die Züricher Schule Rudolf Brauns. Die Entwicklung der Wirtschaftsgeschichte in der Bundesrepublik lässt sich ebenfalls auf strukturgeschichtliche Einflüsse zurückführen. Sie war typischerweise bestimmt von einer Doppelung in eine makroökonomische Geschichte des Industrialisierungsprozesses und in eine auf die »Individualität« im anonymen Wirtschaftsprozess abhebende Firmen- und Unternehmensgeschichte. Wirtschaftshistoriker wie etwa Wolfram Fischer schlugen später die Brücke zur Sozialgeschichte oder erweiterten die Wirtschaftshistorie um sozial- und politikhistorische Aspekte zur Verbandsforschung. Enge Beziehungen ergaben sich auch zwischen einer strukturhistorischen Bevölkerungs-, Stadt- und Regionalgeschichte, wie sie z.B. Wolfgang Köllmann betrieb, der »Volkskunde« und der Sozialgeographie, die in der Tradition der Kulturraumforschung und Agrarsoziologie des Dritten Reiches stand und in der die Traditionen der »Volkstumsforschung« noch ungebrochener fortwirkten als in der Geschichtswissenschaft.⁴⁰ Erinnert sei hier nur an die Darstellungen des »Ruhrvolkes« durch Wilhelm Brepohl.⁴¹ Die überschlagsweise Bilanz ergibt, dass die

⁴⁰ Vgl. Chun, *Bild der Moderne*, S. 134-180.

»Strukturgeschichte« der fünfziger Jahre weit in die »Wirtschafts- und Sozialgeschichte« der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts hineinragte, aber eher zu deren Ausdifferenzierung in Spezialgebiete beitrug als zu einer geschichtlichen Synthese. Dabei verschwamm trotz Conzes und Schieders Vorgaben ihr spezifisches Profil. Immerhin wurden auf diese Weise wirtschafts- und sozialhistorische Felder erschlossen, die auf gewisse Art aneinander anschlussfähig und wohlwollend benachbart blieben. Die Kontinuitäten zur »Volks-geschichte« – das ließe sich bis in die Terminologien der einzelnen Forschungsrichtungen hinein verfolgen – waren in den meisten dieser Strömungen direkter und virulenter als in der »kritischen Sozialgeschichte« der späten sechziger Jahre.

Drittens aber betätigten sich gerade Conze und Schieder aufgrund der Kombination ihres wissenschaftspolitischen Gewichts im Fach mit ihrer Aufgeschlossenheit gegenüber neueren Ansätzen gewissermaßen als akademische »Türöffner« für eine junge Generation von Sozialhistorikern, die die Grenzen der Strukturgeschichte bald überschreiten sollten. In kritischen Phasen ihrer universitären Sozialisation leisteten die Vertreter der Strukturgeschichte wissenschaftspolitischen Geleitschutz für diese Generation, die sich zudem gerade zu dem Zeitpunkt auf Lehrstühlen zu etablieren begann, als das deutsche Universitätssystem zu seiner historisch beispiellosen Expansion ansetzte. Das erleichterte zweifellos die Verselbstständigung der »kritischen Sozialgeschichte«, die sich fortan unter dem Banner des »Paradigmenwechsels« zunächst vorsichtig, später schärfer, auch von der Strukturgeschichte abzusetzen begann.

⁴¹ Wilhelm Brepohl, *Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform*, dargestellt am Ruhrgebiet, Tübingen 1957 (zuerst 1948).

IV. Die ideologiekritische Wende zur »historischen Sozialwissenschaft«

Die jüngere, wissenschaftlich bereits in der Bundesrepublik sozialisierte Schüलगeneration der Sozialgeschichte überschritt die – z.T. selbst gezogenen – Grenzen der Strukturgeschichte in vierfacher Hinsicht: Sie proklamierte einen neuen Wertdeizisionismus, der sich auf universelle Normen berief und die Erklärung des Nationalsozialismus in Deutschland zum wichtigsten moralisch-politischen Bezugspunkt moderner Historie erklärte. Daraus ergab sich eine erklärtermaßen kritische Sicht auf die deutsche Geschichte, die sich früher oder später an der wertskeptischen Perspektive der Strukturhistoriker reiben musste. Darüber hinaus erfuhr der Strukturbegriff eine entscheidende Umdeutung von der Bezeichnung des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs zu einer ideologiekritischen Erkenntniskategorie. Das war ferner mit einer Aufwertung marxistischer und weberianischer Gesellschaftskategorien verbunden, die gesellschaftskritisch und konflikttheoretisch orientiert waren und nunmehr deutliche Kausallannahmen über die Richtung beinhalteten, in der gesellschaftliche Strukturen und Prozesse einander beeinflussten. Schließlich wurde mit der Deutungsfigur eines negativ gewendeten »deutschen Sonderwegs« eine materielle Neuinterpretation der deutschen Geschichte formuliert, die die Katastrophe von Nationalsozialismus und Holocaust auf langfristige, spezifisch deutsche Kontinuitäten seit der »Epochenschwelle« zum 19. Jahrhundert und insbesondere seit der Gründungsphase des Deutschen Kaiserreichs zurückführte.⁴²

42 Der genaue Zusammenhang und die Entstehungsgeschichte dieser Deutungsmuster kann an dieser Stelle nur angedeutet werden. Siehe dazu ausführlich: Thomas Welskopp, Westbindung auf dem »Sonderweg«. Die deutsche Sozialgeschichte vom Appendix der Wirtschaftsgeschichte zur Historischen Sozialwissenschaft, in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), Geschichtsdiskurs, Bd. 5: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945, Frankfurt/Main 1999, S. 191-237; Ders., Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft, in: Geschichte und Gesellschaft 24 (1998), S. 169-194; Ders., Identität ex negativo – Der »deutsche Sonderweg« als Metaerzählung in der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, MS Berlin 2000.

Dabei sind neben den Vorgaben der Strukturgeschichte, also vor allem Conzes und Schieders, weitere Einflüsse und Traditionslinien von zentraler Bedeutung gewesen: die Anregungen von Emigranten wie etwa Hans Rosenberg, der nicht zuletzt jüngere Professoren wie Gerhard A. Ritter in ihrer sozialgeschichtlichen Ausrichtung bestärkte, eine dezidiert sozialökonomisch orientierte Perspektive auf die Sozialgeschichte vermittelte und verschüttete Kontinuitätslinien etwa zu Max Weber, Otto Hintze und den historischen Schulen der Sozialwissenschaften und der Nationalökonomie wieder freilegte. Die umfangreiche Schülerschaft Ritters wiederum bildete neben Conzes Kreis den ebenso kopfstarken zweiten Pfeiler der Arbeitergeschichte in Deutschland.⁴³

Ähnlich wichtig war das Wiederaufgreifen der Arbeiten Eckart Kehrs durch Hans-Ulrich Wehler, die einen unorthodoxen Zugang zu Marx und Weber ebenso begründeten wie sie den thematischen Anstoß zur »Sonderweginterpretation« der deutschen Geschichte unterstützten.⁴⁴ Auch die Beziehungen zur angelsächsischen Geschichtswissenschaft, der Kontakt zu den amerikanischen Sozialwissenschaften mit ihren Schwerpunkten in der »Modernisierungstheorie« und im Strukturfunktionalismus (durch dessen Brille man Weber las) und die ständigen Profilierungszwänge gegenüber dem orthodoxen Marxismus-Leninismus in der Zeit des Systemkonflikts waren bedeutende Einflussgrößen im Entwicklungsprozess der »Historischen Sozialwissenschaft«, die das Gewicht der »strukturgeschichtlichen« Traditionslinie zumindest relativieren. Deren institutionelle Förderung und ihre Toleranz, die die oben genannten Prägefaktoren erst wirksam werden ließen, waren sicher ebenso ausschlaggebend für die Herausbildung der »kritischen Sozialgeschichte« wie inhaltliche Affinitäten oder begrifflich-theoretische Kontinuitäten.

Die gab es jedoch zweifellos, wenn auch nicht ohne eigentümliche Brechung. In Pfadabhängigkeit von der »Strukturgeschichte« adaptierte die »Historische Sozialwissenschaft« so-

43 Vgl. Wehler, Nationalsozialismus und Historiker, S. 42ff.

44 Eckart Kehr, Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. Hans-Ulrich Wehler, Berlin 1965 (siehe bes. Wehlers Einleitung).

wohl strukturalistische als auch historistische Erblasten eines mehrfach verkürzten Strukturbegriffs. Dabei diene der Strukturbegriff aus dem Umkreis der Strukturgeschichte gleichermaßen als Berufungsinstanz wie als Distanzierungsinstrument. Nachdem oben die expliziten Kontinuitäten der Strukturgeschichte zum Historismus herausgehoben worden sind, mag es überraschen, dass die Vorreiter der Historischen Sozialwissenschaft diesen Ansatz – teils zustimmend, teils kritisch – rein strukturalistisch interpretierten.

Darauf gründete z. B. Jürgen Kocka eine Rechtfertigung der eigenen strukturanalytischen Betrachtungsweise von Geschichte: Die »Strukturgeschichte« bedeute für die Geschichtswissenschaft

»einen Zuwachs an analytischer Kraft. Sie stellt eine notwendige, wenn auch keineswegs hinreichende Bedingung dafür dar, historische Wirklichkeit adäquat zu erfassen, die als Produkt von verstehbaren Entscheidungen und hermeneutisch auslegbaren Handlungen oder im Raster chronologischer Abfolge nur zu einem geringfügigen Teil erschlossen, weitgehend aber verfehlt, ja verzerrt wird.«⁴⁵

Aus diesem Blickwinkel erschien die strukturanalytische Ausrichtung der »Strukturgeschichte« akzeptabel im Sinne eines selbstverständlichen Konsensus, über den man aber hinausgelangen müsse – gleichsam als gemeinsames Fundament, auf das sich die Historische Sozialwissenschaft durchaus stützen könne, auf dem der Bau einer »modernen Sozialgeschichte« aber erst noch zu errichten sei. Ihre Fassung des Strukturkonzeptes stieß jedoch auf Kockas Kritik, die in zwei scheinbar widersprüchliche Richtungen argumentierte: Zum einen porträtierte sie die »Strukturgeschichte« als nicht hinreichend konsequent, als zu unpräzise und offen, letztlich als nicht strukturalistisch genug.⁴⁶ Ihr Strukturbegriff sei auf alle gesellschaftlichen und kulturellen Bereiche anwendbar; das erlaube nicht, den besonders strukturgeprägten und -prägenden

⁴⁵ Kocka, Sozialgeschichte, S. 73.

⁴⁶ Vgl. Jürgen Kocka, Rezension zu: Reinhart Koselleck, Preußen zwischen Reform und Revolution, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 57 (1970), S. 121–125, bes. S. 124.

Bereich des Sozialökonomischen angemessen zu erfassen. Die Fragen nach dem genauen Gegenstandsbereich von »Struktur« und nach den angenommenen kausalen Hierarchien zwischen den »Strukturdimensionen« blieben unbeantwortet. »Struktur« eigne sich darüber hinaus nicht als Fluchtpunkt der Synthese, da das Konzept dazu neige, Zustandsanalysen additiv nebeneinander zu stellen. Zum anderen erschien die »Strukturgeschichte« paradoxerweise als nicht historisch genug. Eine »rein strukturgeschichtliche Betrachtungsweise« drohe, die Ebene der Handlungen und der Prozesshaftigkeit von Geschichte über Gebühr abzublenden. Damit rückte Kocka die »überindividuellen« Strukturen und Prozesse als langfristig stabile Phänomene von einer Oberflächendimension von Geschichte ab, die nicht nur von »verstehbaren« Handlungen, sondern auch von Erfahrungen, Ereignissen und von Zufall bestimmt wurde. Das war eigentlich ein »historistisches« Argument gegen die »Strukturgeschichte«. Dieses erhielt eine ironische Pointe dadurch, dass für eine radikale Aufwertung der Strukturanalyse auf Kosten der hermeneutischen Verstehenslehre plädiert und zugleich ein handlungs- und ereignisgeschichtliches Residuum umrissen wurde, in dem die hermeneutische Tradition anscheinend unbefragt weiter gültig blieb.⁴⁷ Während Conze und Schieder um eine neue Balance zwischen den »Strukturen« und den »Persönlichkeiten« rangen und dabei ihre Doppelung reproduzierten, ging es Kocka um eine neue Bestimmung des Gefälles an Erklärungskraft, das die strukturanalytische und die handlungs- bzw. ereignisgeschichtliche Betrachtungsweise zugunsten der ersten unterschied. Das hatte ebenfalls eine – wenn auch anders gewichtete – Doppelung zur Konsequenz: Das Problem der *agency* blieb undiskutiert, während eine bestimmte Lesart des Strukturbegriffs unbefangen übernommen wurde.

Die semantische Brücke dafür bildeten die Ausführungen Reinhart Kosellecks, die seither in der Sozialgeschichte unumschränkte Autorität genossen, wenn es darum ging, den Strukturbegriff inhaltlich zu bestimmen. Kosellecks Ausgangspunkt war die Suche nach einer genuin historischen Theoriebegriff-

⁴⁷ Kocka, Sozialgeschichte, S. 74f.

lichkeit, die er in einer Metasprache historischer »Zeitlichkeit« gefunden zu haben glaubte. Dabei spielten Strukturen insofern eine Rolle, als Koselleck zufolge die allgemeine Beschleunigung geschichtlicher Zeiten seit der »Sattelzeit« des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts auch die am ehesten veränderungsresistenten Strukturen ergriffen und diese ebenso wie die der menschlichen Wahrnehmung unmittelbar zugänglichen Ereignisse als eine besondere Art der Erfahrung erlebbar und reflektierbar gemacht habe. »Einmaligkeit und Dauer« wurden so »durch Wiederholbarkeit miteinander verknüpft« (Christoph Dipper). Koselleck »verzeitlichte« »Strukturen« zu einer Abfolge individueller »Strukturereignisse«, die er in der sich verändernden Begriffswelt der Zeitgenossen reflektiert sah und zum zentralen Gegenstandsbereich der »Begriffsgeschichte« erklärte.⁴⁸

Während Conze und Schieder »Struktur« als Kategorie zur inhaltlichen Beschreibung eines gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs eingeführt hatten, modifizierte Koselleck den Begriff somit zu einer Erfahrungskategorie. Im Sprachgebrauch der »Historischen Sozialwissenschaft« wurde unter ausdrücklicher Berufung auf Kosellecks Definitionen daraus eine ideologiekritische Erkenntnis-kategorie. Unvermittelt verwandelte sich die Denkfigur, dass auch »Strukturen« – in gewisser Form – von den Zeitgenossen erfahrbar waren, in die Vorstellung, »Strukturen« seien von den in der Geschichte handelnden Personen eben nicht voll wahrzunehmen, sondern lägen den Aktionen, Entscheidungen und Ereignissen in anderer als einer chronologischen Weise voraus.⁴⁹ Daraus leitete Kocka ab, dass für die Erklärung historischer Phänomene eine Perspektive völlig unzureichend sei, die sich hermeneutisch im Rahmen des Sinnverstehens bewege. Dieser Schluss schuf die Basis für eine ideologiekritische Radikalisierung der struk-

48 Reinhart Koselleck, Darstellung, Ereignis und Struktur, in: Ders., Vergangenheit und Zukunft, S. 144-157; Ders., Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft, in: Ders., Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt/Main 2000, S. 298-316, bes. S. 302 ff.; vgl. Christoph Dipper, Die »Geschichtlichen Grundbegriffe«. Von der Begriffsgeschichte zur Theorie der historischen Zeiten, in: Historische Zeitschrift 270 (2000), S. 281-308; Chun, Bild der Moderne, S. 178, Anm. 227.

49 Vgl. Kocka, Sozialgeschichte, S. 73f.

turanalytischen Betrachtungsweise, die trotzdem den Strukturbegriff inhaltlich unbestimmt ließ und den fortbestehenden »Hiatus« zwischen »Struktur« und »Agency« allein dadurch unter Kontrolle zu halten vorgab, dass man die Strukturanalyse auf Kosten der hermeneutisch zu identifizierenden Restgröße des »Handelns« möglichst weit vorantreiben müsse:

»Bei aller Notwendigkeit, struktur- und ereignisgeschichtliche Betrachtungsweisen zu verknüpfen, [...] scheint mir das Postulat höchstmöglicher Klarheit und das auch für Historiker zentrale Streben nach Erklärung (nicht nur Beschreibung oder Erzählung) dazu zu verpflichten, Ereignisse und Personen soweit irgend möglich strukturgeschichtlich zu erfassen, d.h. auf ihre strukturellen Determinanten hin zu befragen und damit den Spielraum von Möglichkeiten, den die verschiedenen Strukturen in ihrem Zusammenwirken (strukturelle Konstellation) begrenzen, so eng wie irgend möglich zu ziehen. Der Rest, der nicht hinwegexpliziert werden darf, mag erzählt oder beschrieben, als Eigenart der jeweiligen Person oder des jeweiligen Ereignisses »verstanden« oder in seiner Faktizität lediglich festgestellt [werden]. Mit diesem strukturgeschichtlich nicht zu fassenden Rest zu beginnen oder gar die Untersuchung um ihn zu zentrieren, wäre jedoch absurd.«⁵⁰

Kosellecks Strukturbegriff fand inhaltlich Eingang in den Theoriehaushalt der Historischen Sozialwissenschaft; er erfuhr dabei aber eine zweifache »ideologiekritische« Wendung. Diese begründete die spezifische Variante eines sozialhistorischen Strukturalismus, wie sie so aus den ansonsten gern konsultierten systematischen Nachbarwissenschaften nicht problemlos abzuleiten war. *Zum einen* gerieten nunmehr die historischen Zeitgenossen unter einen pauschalen Ideologieverdacht, der davon ausging, dass sie ihre eigene Strukturbedingtheit nicht voll erfahren und damit auch nicht angemessen reflektieren konnten. Sie handelten in einem ihnen selbst nicht bewussten Geflecht harter restriktiver Bedingungen, die jene Handlungsergebnisse determinierten, welche nicht, wie Jürgen Habermas formulierte, »darin aufgingen, was Menschen wechselseitig intendieren«.⁵¹ Die historische Struktura-

50 Kocka, Sozialgeschichte, S. 76f.; Ders., Struktur und Persönlichkeit, S. 167f.

51 Vgl. genauer: Welskopp, Westbindung auf dem »Sonderweg«, S. 197ff.

nalyse erhob mithin ein systematisches Strukturwissen, das dem Orientierungswissen der Zeitgenossen prinzipiell überlegen war und dieses über weite Strecken entbehrlich machte. Zugleich wurde damit das theoretische Vokabular der Gegenwart gegenüber der Quellenbegrifflichkeit entscheidend aufgewertet. *Zum anderen* belegte man alle jene historiographischen Ansätze mit dem gleichen Ideologieverdacht, die sich auf das hermeneutische »Sinnverstehen« in ihrer Analyse beschränkten und am »Erzählen« der Ereignisfolgen festhielten. Zentral war dabei die Parallelisierung der methodischen und der politischen Standpunkte: Die hermeneutische Ausrichtung des Historismus galt gleichermaßen als methodisch naiv wie politisch konservativ. Der kritischen Sozialgeschichte mit ihrem strukturanalytischen Tiefgang, die sich als progressiv verstand, stellte man eine hermeneutische Apologetik gegenüber, die auf politische Affirmationsbestrebungen schließen ließ.

Reinhart Koselleck hatte seinen Strukturbegriff entwickelt, um die Begriffsgeschichte theoretisch zu fundieren. Obwohl sich nun die Vertreter der Historischen Sozialwissenschaft zustimmend auf seine Definition beriefen, zeichnete sich ein deutliches Spannungsverhältnis zwischen »Strukturgeschichte« und »kritischer Sozialgeschichte« ab, das die mehrfach gebrochene »Erbfolge« der letzteren klar reflektiert: Ihre scharfe Wendung gegen den Historismus, die aus einer selektiven Wahrnehmung der strukturgeschichtlichen Debatte resultierte und nur den engeren Bereich der personenfixierten Politik- und Ideengeschichte darunter fasste, stieß auf zunehmende Kritik vor allem Conzes, der ein zu enges Verständnis des Historismus monierte und die eigene Verwurzelung in einer erweiterten historistischen Traditionslinie unterstrich.⁵² Die »Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus« profilierte sich recht eigentlich als Historie jenseits der Hermeneutik, obwohl auf der Kehrseite der Medaille ein höchst konventionell-hermeneutisches Residuum verblieb und das historistische Erbe von der Sozialgeschichte wiederholt reflexartig beschworen wurde, wenn es darum ging, auf die Einhaltung

⁵² Vgl. Werner Conze, Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945, in: *Historische Zeitschrift* 225 (1977), S. 1-28, hier S. 20f. u.ö.

traditioneller Standards im Fach zu verweisen und damit geschichtswissenschaftliche Seriosität für sich zu reklamieren.

Die Strukturgeschichte wurde dabei als wichtiger Vorreiter der Historischen Sozialwissenschaft in einer strukturalistischen Lesart angeeignet und zugleich als defizitärer, inkonsequenter Vorläufer auf Distanz gehalten, dem gegenüber die kritische Sozialgeschichte den eigentlichen »Paradigmenwechsel« verkörperte. So entstand die Dreischnittfolge von »Historismus«, »Strukturgeschichte« und »historischer Sozialwissenschaft«, die in die Historiographiegeschichte Einzug gefunden hat.⁵³ Das gebrochene Spannungsverhältnis der Schulen zeigte sich z.B. in der Frage der Begriffsgeschichte, die man gemeinhin zur Sozialgeschichte »Bielefelder Prägung« zählt, sie dort aber nur schlecht einordnen kann. Für Koselleck mit seiner strukturgeschichtlichen Verankerung war Begriffsgeschichte ein zentrales Forschungsfeld, auf dem sich anhand der Quellenbegrifflichkeit unter theoretischen Fragestellungen »Erfahrungswandel und Methodenwechsel« aufspüren und in einer umfassenden Deutung der Neuzeit verorten ließen. Für Hans-Ulrich Wehler dagegen verband sich mit Erwartungen an die Begriffsgeschichte, die über eine Schärfung des aktuellen Begriffsapparates hinausreichten, die Gefahr eines Rückfalls in den Historismus. Zustimmend zitierte er Hans Mommsens Urteil:

»Die von [...] Conze und R. Koselleck nachhaltig geförderte Begriffsgeschichte wird m.E. schon auf mittlere Sicht in die historistische Sackgassen führen und von den ungelösten Realproblemen der Sozialgeschichte weiter ablenken; sie »bleibt im Vorfeld einer die sozialökonomischen Prozesse voll berücksichtigenden Historie stecken« und steht, ideologiekritisch gesehen, in Gefahr, »den wertenden Bezugspunkt in der vorrevolutionären, traditional verorteten »societas civilis« zu suchen.«⁵⁴

⁵³ Siehe bes. Horst Walter Blanke, *Historiographiegeschichte als Historik*, Stuttgart 1991.

⁵⁴ Hans-Ulrich Wehler, *Geschichtswissenschaft heute*, in: Jürgen Habermas (Hg.), *Stichworte zur »Geistigen Situation der Zeit«*, Bd. 2: Politik und Kultur, Frankfurt/Main 1979, S. 709-753, hier S. 725, Anm. 23, unter Berufung auf: Hans Mommsen, *Betrachtungen zur Entwicklung der neuzeitlichen Historiographie in der Bundesrepublik*, in: Géza Alföldy u.a. (Hg.), *Probleme der Geschichtswissenschaft*, Düsseldorf 1973, S. 124-155, hier S.140f.

Obwohl ein unangefochtener Konsens darüber bestand, dass es unerlässlich sei, »mehr Sozialgeschichte« zu betreiben, trennte Strukturgeschichte und Historische Sozialwissenschaft mehr, als im gängigen Bild einer zwar prononcierten Weiterentwicklung aber bruchlosen Kontinuität deutlich wird. Beiden war eine widersprüchliche Koexistenz von Strukturalismus und Historismus inhärent – mit der Folge, dass jeweils die »Erblast« des Historismus den Strukturalismus entscheidend prägte: als historisches Nebeneinander von Struktur und *agency* und als spezifisch deutsche, politikzentrierte Variante eines historischen Syntheseentwurfs. Die jeweiligen Bestandteile von »Strukturalismus« und »Historismus« in Strukturgeschichte und Historischer Sozialwissenschaft waren aber nicht identisch.

Die überschroffe Abwendung von einem hermeneutisch verengten Historismus, die durch den ideologiekritischen Impuls gleich auf mehreren Ebenen begründet wurde, ließ das Pendel in der Historischen Sozialwissenschaft zunächst weit in die strukturalistische Richtung ausschlagen. Man ging von der besonderen Geschichtsmächtigkeit und Strukturdominanz der sozioökonomischen Segmente der Gesellschaft aus. Dabei stellte man Kollektive als strukturierte Entitäten in den Mittelpunkt einer »gesellschaftsgeschichtlichen« Betrachtungsweise, die den neuen Leitbegriff einer konflikttheoretisch gedachten »Gesellschaft« in Form einer durch große Achsen segmentierten historischen Totalität dem Synthesebegriff der Strukturgeschichte entgegensetzte. Denn der war im Kern noch immer harmonisch und organisch konzipiert. Sozialgeschichte galt dabei in den frühen programmatischen Äußerungen z.B. Hans-Ulrich Wehlers als eine Kombination stark strukturgeschichtlicher und konventionell historistischer Untersuchungsmethoden, die dadurch ihre überlegene Erklärungskraft beweisen sollte, dass die vorgängige strukturanalytische Perspektive der Analyse der Erfahrungs- und Handlungsebene eine ideologiekritische Spitze verlieh. So reagierte Wehler auf Vorwürfe, die handlungsgeschichtlichen Passagen in seinem »Bismarck und der Imperialismus« seien von einer wirklichen Sozialgeschichte weit entfernt, mit der bezeichnenden Rechtfertigung:

»Selbst wenn jedoch die sozialhistorische Analyse ausführlicher vorhanden wäre, brauchte man – ganz im Sinne des Historismus – eine vorgegebene Bedingungen berücksichtigende und immanent verstehende Untersuchung der Bewusstseinsveränderungen, um aus der Kollektivmentalität von Gruppen und Akteuren zu erfahren, wie sich in ihrem Erfahrungshorizont bestimmte Imperative entwickelten, die in politisches Handeln übersetzt werden konnten. Insofern bleibt eine gleichwie verfeinerte ideologiekritische Analyse der Meinungsströmungen ein unentbehrliches Bindeglied zwischen sozioökonomischen Bedingungen und kollektivem bzw. individuellem Handeln.«⁵⁵

In der Konsequenz standen, wie Otto Pflanze an Wehlers »Kaiserreich« kritisierte, von Personen entleerte strukturanalytische und überraschend personenzentrierte Passagen systematisch unvermittelt nebeneinander, wobei die Bereiche des Sozioökonomischen und der sozialen Ungleichheit in »klirrenden Strukturen« erstarrten, während im Bereich des Politischen das »Charisma« der Persönlichkeit Bismarcks alle ansonsten so dominierenden gesellschaftlichen Kräfte nach Belieben zu manipulieren schien. Eine solche nur parataktisch aufzulösende Widersprüchlichkeit hatte auch die Strukturgeschichte geprägt, dort jedoch zu einer Reflexion über die Rolle großer Persönlichkeiten in der Geschichte geführt, die im Schwung der »antihermeneutischen Wende« nun schlicht ignoriert wurde.⁵⁶

Unter dem Strich waren die programmatisch besonders intensiv begleiteten Anfänge der Historischen Sozialwissenschaft in manchen Hinsichten »strukturalistischer« als die Strukturgeschichte und zugleich in anderen Hinsichten »historistischer« als diese. Werner Conze hatte 1977 in seiner Kri-

⁵⁵ Hans-Ulrich Wehler, Anwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft, in: Ders., Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung. Studien zu Aufgaben und Traditionen deutscher Geschichtswissenschaft, Göttingen 1980, S. 206-223, hier S. 209.

⁵⁶ Vgl. Otto Pflanze, Bismarcks Herrschaftstechnik als Problem der gegenwärtigen Historiographie, in: Historische Zeitschrift 234 (1982), S. 561-599; vgl. auch: Irmeline Veit-Brause, Zur Kritik an der »Kritischen Geschichtswissenschaft«: Tendenzwende oder Paradigmawechsel?, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 35 (1984), S. 1-24, bes. S. 15.

tik an der kritischen Sozialgeschichte süffisant darauf hingewiesen, ihr Überschuss an Strukturalismus verleite sie dazu, Strukturen und Kollektive wie handelnde Individuen darzustellen. Die Sozialhistoriker seien damit eigentlich »Rankeaner« geblieben.⁵⁷ Stellungnahmen wie die folgende aus der Feder Hans-Ulrich Wehlers bestätigen zumindest für die frühe Zeit eine solche Paradoxie: »Die historischen Entwicklungsprozesse bedürfen meist keiner individuellen Initiatoren, sondern wälzen sich, von einer Vielzahl zusammen- und gegeneinanderwirkender Impulse getrieben, unter analysierbaren Bedingungen dahin.«⁵⁸

Allen Forderungen nach einer »antihistoristischen Wende« zum Trotz übernahm die Historische Sozialwissenschaft weiteres historistisches Gepäck, das nicht von der Strukturgeschichte stammte oder von dieser in der methodologischen Reflexion zumindest auf seine Bestandteile untersucht worden war. Viel stärker als in der Strukturgeschichte, die das Denken in Konstellationen und Typenrastern begünstigt hatte – mit der Konsequenz ihrer parataktischen Auffächerung –, stand bei der »Historischen Sozialwissenschaft« die *Prozesshaftigkeit* der Geschichte im Vordergrund, wie das letzte Zitat treffend illustriert. Im Grunde bezogen sich ihre konzeptionellen Grundanschauungen nicht primär auf die »Strukturen«, sondern auf die langfristigen »Prozesse« in einer Geschichte, die als Konstellation synchronisierter und miteinander verketteter makrohistorischer Verläufe gedacht wurde. Das erleichterte auf der einen Seite die Kooperation mit den systematischen Nachbarwissenschaften der Ökonomie und der Soziologie in einer Zeit, als dort ebensolche Verlaufstheorien dominierten und »Theorie« sich als »Vorgriff auf [eine] abstrakte Beschreibung historischer Tatbestände« präsentierte. Deren Abkehr von einem solchen Theorieverständnis erklärt dann zu einem guten Teil die deutliche Abschwächung der interdisziplinären Perspektive, die sich innerhalb der Sozialgeschichte seither vollzog.⁵⁹

Auf der anderen Seite entzog sich die Historische Sozialwis-

⁵⁷ Conze, Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945, S. 26.

⁵⁸ Wehler, Anwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft, S. 216.

senschaft Conzes Vorwurf, eine Historie, die »vorwiegend in Formen, Modellen, Typologien oder Systemen« denke, laufe Gefahr, »dabei leicht die geschichtliche Dimension [zu] verlieren oder [zu] verharmlosen«, mit dem Argument, dass sie für eine vermeintlich rein »instrumentelle« Verwendung von Theoriesprache plädiere. Sie unterstelle zwischen der Theorie und der »eigentlichen« Geschichte eine Distanz, die der zwischen Begriffs- und Quellsprache, zwischen Forscher und Zeitgenossen, entsprach.⁶⁰ Das bedeutete, dass sich Geschichtswissenschaft trotz ihrer Pflicht zur Theorieexplikation nicht in der empirischen Auffüllung von Theorierahmen oder in der Subsumtion empirischer »Fälle« unter gesetzesartige theoretische Aussagesysteme erschöpfen sollte. Nach wie vor sollte sie eine genuin historische Entwicklung mit einem klaren »davor« und »danach« konstruieren, die von Theoriebegriffen möglichst frei zu halten war. Entwicklung hieß dabei Prozesshaftigkeit in einem durchaus kontinuierlichen, singulären Sinne, wie es der Historismus vorgegeben hatte. Wenn man genau hinschaut, sind die meisten Kernkonzepte der Historischen Sozialwissenschaft Modelle einer Entwicklung von einer angenommenen Ausgangskonstellation zu einem postulierten Endzustand, wobei die Abweichungen zwischen Theorie und dem »eigentlichen« historischen Verlauf durch Verschiebung auf der Zeitachse quasi »verzeitlicht« werden. Die Konzepte der »Modernisierung« oder der »Klassenbildung« verdeutlichen diesen Modus, den Hansjörg Siegenthaler treffend so gekennzeichnet hat:

»Theorie als Vorgriff auf abstrakte Beschreibung historischer Tatbestände ist immer historische Theorie, die man leichten Herzens und verlustlos preisgibt, sobald sich die Beschreibung selber dem Vorgriff entzieht. Sie steuert Lernprozesse, die Erhebung und die Klassifikation von Daten, die Bestimmung von Relationen, in denen sich die Daten befinden. Sie wird dadurch entbehrlich, wenn die Daten vorliegen und in ihren Relationen bestimmt sind. Sie schmiegt sich ihrem

⁵⁹ Hansjörg Siegenthaler, Geschichte und Ökonomie nach der kulturalistischen Wende, in: Geschichte und Gesellschaft 25 (1999), S. 276-301, hier S. 280.

⁶⁰ Conze, Die Strukturgeschichte, S. 21.

jeweiligen Gegenstand an, wie ein Fitness-Dress sich dem Körper anschmiegt. Im Grunde bemüht sie sich um präzise Anpassung an singuläre Tatbestände und macht sich damit selber zum singulären Tatbestand, auch wenn dabei die Hoffnung durchaus mitschwingt, man treffe auf ein und denselben singulären Tatbestand immer wieder.«⁶¹

Eine Geschichtsdarstellung, die mit Modellen operiert und den historischen Verlauf als eine kontinuierliche Abfolge singulärer Modellabweichungen konstruiert, folgt einer ähnlichen Logik, wie sie der Historismus mit seinem Beharren auf der »Einheit der Geschichte«, der kontinuierlichen Entwicklung historischer »Individuen« und einer Ereignisse aus vorgängigen Ereignissen organisch ableitenden *Narratio* vorformuliert hatte. Zwar regte die explizit theoretische Orientierung den historischen Vergleich an, der solche Vorstellungen unzweifelhaft gesprengt hat; es ist aber bezeichnend, dass im Zusammenhang mit der »Sonderwegdiskussion« zunächst lange Zeit der kontrastierende Vergleichstypus privilegiert wurde, der den eigentlich interessierenden historischen Verlauf in seiner Individualität um so schärfer hervortreten lassen sollte.⁶²

Auch die Vorstellung von der »Einheit der Geschichte« blieb in der Historischen Sozialwissenschaft, die nach wie vor einen im Bereich des Politischen konvergierenden Syntheseanspruch verfißt, in stärkerem Maße präsent als in der Strukturgeschichte. Während dieser ihre mangelnde Synthesekraft vorgeworfen wurde, beklagte Werner Conze umgekehrt, dass die »politische Sozialgeschichte« von einer vielleicht zu kurzschlüssigen Verbindung zwischen »Lage, Bewußtsein und Verhalten« ausging und letzteres strukturell überdeterminierte. Und anders als die »Strukturgeschichte« in der der Begriff des »Raumes« als Einheit von Totalität und Individualität zentral und die Nähe zur Geographie ausgeprägt war, spielten geographische Kategorien in der »Historischen Sozialwissenschaft« keine systematische Rolle. Die Stadtstudien der »sozialhistorischen« Arbeitergeschichte oder der historischen

61 Siegenthaler, *Geschichte und Ökonomie*, S. 280.

62 Vgl. Heinz-Gerhard Haupt/Jürgen Kocka, *Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung*, in: Dies. (Hg.), *Geschichte und Vergleich*, Frankfurt/Main 1996, S. 9-45.

Mobilitätsforschung haben den Raum immer vornehmlich als abgrenzbare Datengrundgesamtheit behandelt. Dieser »Verlust des geographischen Raumes« spiegelt zwar auf der einen Seite einen antihistoristischen Impetus, der sich gegen die Individualitätsvorstellungen der »Strukturgeschichte« mit ihren »Stadtpersönlichkeiten« und »Landschaften« richtete; nicht zuletzt die feindseligen Reaktionen der Historischen Sozialwissenschaft gegenüber Alltags- und Mikrogeschichte haben hier eine ihrer wichtigsten Wurzeln. Auf der anderen Seite hat der aufstrebende Historismus des 19. Jahrhunderts ebenfalls keine Raumvorstellungen entwickelt: Auch sein Ort war das »Allgemeine«, wo Ideen und Persönlichkeiten die einheitliche Geschichte zusammenhielten und an ihrem Rad drehten. Deren Rolle haben – begrenzt – die »überindividuellen Strukturen und Prozesse« eingenommen, die sich auf einer ähnlichen Flughöhe der Abstraktion bewegen. Vielleicht sind es solche Parallelen, die erklären, warum sich auch die Historische Sozialwissenschaft noch nicht wirklich von ihren nationalgeschichtlichen Bindungen gelöst hat und der aktuellen globalen Herausforderung an die Geschichtswissenschaft weiter verunsichert gegenübersteht.⁶³

V. Fazit

Auch wenn es einen personellen »Staffellauf der Generationen« zwischen der »Volksgeschichte« über die »Strukturgeschichte« zur »Historischen Sozialwissenschaft« gegeben hat, lässt sich auf der Ebene der zentralen Konzepte und Begriffe keine bruchlose genealogische Linie ziehen. Weder das Bild einer kontinuierlichen Entwicklung der Sozialgeschichte aus ihren »braunen Wurzeln« noch das Bild einer klar abgrenzbaren Stufenfolge vom Historismus über die Strukturgeschichte zur kritischen Sozialgeschichte hält einer genaueren Betrachtung stand. Und gerade die begrifflichen Kontinuitäten, die sich im Übergang von der Geschichte unter dem Nationalso-

63 Vgl. jetzt: Jürgen Osterhammel, *Transnationale Gesellschaftsgeschichte: Erweiterung oder Alternative?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), S. 464-479.

zialismus zur bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft erhielten, wurden in der Absetzbewegung der Historischen Sozialwissenschaft von der Hermeneutik und von der Strukturgeschichte gebrochen. Die »Strukturgeschichte« entstand aus einer Wiederannäherung der »Volkshistoriker« an ihre historistischen Traditionen. Die Profilierung der »kritischen Sozialgeschichte« dagegen stützte sich in wesentlichen Bereichen auf andere Einflussgrößen und andere Traditionsakzentuierungen. Die Auseinandersetzung mit der Strukturgeschichte wiederum ließ sie in ihren Kernkonzepten und -vorstellungen zugleich strukturalistischer und historistischer als diese erscheinen. Beide Ansätze blieben letztlich grundlegenden Auffassungen des Historismus verpflichtet.